Vielleicht hatte Eberhard gerade sagen wollen, daß es beileibe nicht leichtsinnig sei, ein Auto ohne Diebessicherung zu fahren. Da aber seine Frau dabei war, sagte er es nicht. Er nickte vielmehr, als seine Frau darauf bestand, möglichst bald eine Diebessicherung zu kaufen.

Wir kauften sie noch gestern nachmittag, denn wir kamen auf dem Rückweg vom Kaffeehaus gerade an einem Geschäft vorbei, in dem es solche Dinger in Dutzenden von Arten gibt. Wir sahen einige, die schreien, wenn ein Fremder den Ganghebel anfaßt, andere, die auf eine Sperrung des Differentialgetriebes hinauslaufen. Und dann eine Sorte, bei der die Lenkung blockiert wird. Man setzt das Ding an die Steuersäule an und stellt auf vier seitlichen Ringen eine bestimmte Zahl ein, nur dann kann man die Sicherung wieder abnehmen und fahren.

„Jede dieser Sicherungen ist auf eine bestimmte Zahl eingestellt, man kann die Zahl nicht wechseln, aber unter 9999 Zahlen findet ein Dieb unmöglich die richtige heraus. Diese Sicherung hier geht auf die Zahl 4578, diese andere hier auf die Zahl 4727!"

„Wie war das? 4727! Das ist die richtige Sicherung für Dich, Eberhard. Der vierte Juli 1927 war unser Hochzeitstag. Es stimmt genau, 4727! Eberhard, kaufe diese Sicherung!" riet die Frau.

Eberhard kaufte die Sicherung.

Gestern abend mußte ich plötzlich in die Nachbarstadt reisen. Ich sprach mit Eberhard, er fuhr mich hin. Auf dem Rückweg kehrten wir drei oder viermal ein. Schließlich trafen wir Bekannte, blieben hängen und vertaten die halbe Nacht. Eberhards Wagen stand draußen. Mit der neuen Sicherung. „Es ist doch ein beruhigendes Gefühl!" sagte Eberhard.

Heute früh um fünf Uhr wollten wir heimfahren. Eberhard stieg ans Steuer und stellte die Zahl ein. Aber die Sicherung ging nicht!

„Nanu! War es denn nicht 7427?"

Ich wußte es nicht mehr. Ich meinte, es sei im Juni gewesen.

„Quatsch!" rief Eberhard. „Es war im August. Ich weiß noch ganz genau, daß es furchtbar heiß war." — „Dann muß die Zahl also 7827 sein!" Eberhard stellte diese Zahl ein, aber die Sicherung gab nicht nach. „War es eigentlich Siebenundzwanzig?" — „Ich meine!" — „Warte mal, unsere kleine Inge ist jetzt in die Schule gekommen, also ist sie sechs Jahre alt. Sie wäre dann 28 geboren! Aber wir waren doch schon zwei Jahre verheiratet, als die Kleine geboren wurde. Demnach haben wir 26 geheiratet. Also 7826! Augenblick!" Die Sicherung ging nicht.

„Nun schlag' doch einer lang hin! Was nützt eine Sicherung, wenn der Wagen zwar nicht gestohlen wird, ich selbst aber auch nichts mit ihm beginnen kann!" Eberhard stieg aus.

Wir gingen noch einmal in das Gasthaus zurück, und Eberhard trank einen Doppelkaffee, um sich auf seinen Hochzeitstag zu besinnen. Aber je mehr er darüber nachdachte, umso unsicherer wurde er. Schließlich sagte er ganz betrübt: „Laß mich allein! Was sollst Du Dir die Nacht um die Ohren hauen, wegen dieser Zahl! Nimm Dir eine Taxe! Ich bezahle sie. Und fahr heim!"

Ich fuhr heim.

Heute früh rief Eberhard an. Ich fragte, wie er den Wagen frei bekommen habe. „Ja, weißt Du, der Denkfehler lag zunächst daran, daß die Inge schon mit fünf Jahren in die Schule gekommen ist. Wir haben also doch 27 geheiratet. Es war auch heiß, aber es war nicht August, sondern Juli, nein, halt mal, der vierte Juli!"

„Wann ist Dir das nun eingefallen?"

„Es ist mir gar nicht eingefallen!"

„Also hast Du Deine Frau angerufen und sie gefragt!"

„Was Du für merkwürdige Gedanken hast! Ich werde mich hüten, meine Frau nach unserem Hochzeitstage zu fragen. Viele Männer, die allermeisten, vergessen ihn, aber keiner fragt seine Frau danach, Du!"

„Ja, danke für die Belehrung, aber wie hast Du das Datum denn erfahren!"

Eberhard zögerte keinen Augenblick, mir zu antworten „Ich habe bis heute morgen um acht Uhr gewartet und dann das Standesamt angerufen."

Ich finde, diese Sache mit Eberhards Diebessicherung ist viel besser als die aus dem Staate Alabama.

Freiwillige der Arbeit.

Skizze von Jörg Bur.

Nun sank der Abend, die Freiwilligen der Arbeit saßen in der großen Baracke beisammen und sangen. Wo noch vor kurzem das „Hau" und das „Ruck" schaffender Jugend erklungen war, wie der ewig gleiche, ewig mitreißende Rhythmus der gestaltenden Kraft, hatte sich die Stille eingefunden denn längst waren die Kolonnen in das Lager abmarschiert Nur drei Kameraden blieben zurück, die Feuer zu löschen.

Die Nacht wurde kalt. Die drei Freiwilligen trugen in großen Eimern Wasser aus dem nahen Bach heran und gossen es über die Feuerstellen. Ein Zischen stieg in die klare Abendluft, dann wurde es wieder ganz still, und nur von weither klang undeutlich und verschwommen das Lied aus der großen Baracke.

„Hannspeter", sagte der jüngste und kleinste der drei zu dem längsten, „Hannspeter, mir ist so eigen zu Mute!"

„Hast Heimweh?" lachte der, „oder ist Dir Dein Mädel fortgelaufen?" Dann fing er an, einen rechten Ländler zu pfeifen und auf einem Bein herumzuhüpfen, als wollte er Schuhplattler tanzen. „So verjagt man bei uns dumme Gedanken."

„Quatschkopp", stellte der dritte, den sie Jahn nannten fest, aber Hannspeter ließ sich nicht beirren und pfiff noch lustiger.

Der jüngste ging ein paar Mal um die verkohlte Feuerstelle herum und sah nach, ob alles gut und sicher gelöscht sei dann setzte er sich auf den gefällten Baumstamm neben Jahn So saßen sie eine ganze Weile, bis der Jüngste anfing: „Ich weiß nicht, was das ist, aber mir wird die Brust immer so eng in diesen stillen Nächten mit ihren sternenweiten Räumen War einmal ein Land, das ich Heimat nannte, eine unendliche, grüne Ebene, an deren Rand sich die See mit gischtenden Wogen brach. Ach, ich habe das lange nicht mehr gesehen. sehr lange nicht. es mögen vielleicht sechs Jahre sein. Der Vater ist auf die See hinausgefahren, aber die hat ihn nicht wiedergegeben. Den Bruder erschlug der Blitz. Der Mutter Haus stand am Strand, aber das Meer hat seine langen Arme ausgestreckt und in der Springflut die Mutter geholt. Mich hob der Wind hoch und jagte mich durch die Ebene bis hin in die Berge, immer weiter hinunter nach dem Süden, fort von der See. Und nun ich sie nicht mehr höre, wird mir angst und bang. Mir ist, als wollten alle die hohen Berge über mir zusammenfallen. Ueberall bricht sich der Blick. der einst nur die Weite sah, an Hügeln und Hängen. Lieblich ist der Frühling hier, aber herb bleibt das Jahr in der Ebene, und die Söhne des Meeres sind auch herb!"

Er schwieg. Jahn sagte nichts. Jetzt vernahmen sie, was die Kameraden in der Baracke sangen. Es war ein niederdeutsches Lied, und das ging so:

„Dat Du min Lövsten bist,
Dat Du wohl weest,
Komm by de Nacht, komm by de Nacht,
Sag, wie Du heest!

Komm Du um Mitternacht,
Komm Du Glock een,
Vadder slöpt, Modder slöpt,
Ick slöp alleen!

Der Jüngste stützte den Kopf in die Hände. Kühl ging der Wind. „Das hat sie immer gesungen, alle Tage. Ach Ditta! Nun bist Du in der grünen Ebene und bist glücklich. Die Ebene hat ihre Kinder lieb, und den Kindern ist die Ebene eine gute Mutter. Ich muß zurück zu ihr. Sechs Jahre —"

Jahn hatte ihm still zugehört. Nur seine Augen glänzten Dann meinte er: „Ja, wenn Du ausgedient hast, mußt Du zurück. Siehst Du, wir sind viel unter fremdes Volk gegangen, aber die braune deutsche Erde und die guten deutschen Kameraden haben uns gelehrt, daß ein Mensch eine Heimat haben muß. Ich fahre auch in die Heimat. Das mußt Du Dir vorstellen: Ruhrgebiet! Rauchende Schlote, brüllende Sirenen, dröhnende Hämmer den ganzen Tag. Und die Nacht blutrot erleuchtet von dem Feuer, das die großen Gießereien in den Himmel speien. O, ist das schön!"

Hannspeter pfiff noch immer und wartete auf die beiden.

In dieser Nacht ärgerten sich die andern zum ersten Male über den jungen Kameraden von der Nordsee. Der lachte im Traum und summte in einem fort das Lied, das sie am Abend gesungen hatten: „Dat Du min Lövsten bist, dat Du wohl weest —"

Warburger Warte

Wöchentlich zweimal erscheinende
Unterhaltungsbeilage des Warburger Kreisblattes
die sich besonders der Pflege und Förderung des Heimatgedankens annimmt.

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleitung: A. Schäfers, Warburg

Nr. 26 | **4. April 1934** | **8. Jahrgang**

STURM IM FRÜHLING

Roman von Georg Julius Petersen.

Nachdruck verboten.

(7. Fortsetzung)

„Aber du stehst ja im Dunkeln, Werner!"

Er wandte sich langsam um.

„Ich mag gern mal so hinausgucken." Er zog den Vorhang zu, denn die Oberposträtin hatte das Licht eingeschaltet.

„Bist du an meinem Schreibtisch gewesen, Werner?" fragte sie hastig.

„Nein, Mama . . . Ich hab' da zwar Geld liegen sehen . . ."

„Sonst nichts?"

„Was denn noch?" fragte er mit harmloser Miene.

„Seine Weihnachtsgeheimnisse läßt man sich doch nicht gern entreißen," lächelte sie. Damit kehrte sie den Zettel um. — — —

„Werner!"

Er blieb stehen, antwortete aber nicht. Frau Elisabeth stand auf und trat zu ihm hin,

„Warum bist du letzthin so . . . so unfreundlich zu mir?" fragte sie mit sanftem Vorwurf. „Uebrigens, du hast geweint?" fügte sie voll Unruhe hinzu.

Er ließ ein erkünsteltes Lachen hören.

„Irrtum Mama."

„Früher warst du ganz anders, Werner. Du konntest lachen . . ."

„Ja früher! . . . Weißt du was, Mama? . . . Ich möchte Ostern abgehen und dann in die Kaufmannslehre eintreten."

„Wie kommst du auf den Einfall!" rief sie bestürzt.

„Wieso? Ist es eine Schande, mit zwanzig Jahren Kaufmannslehrling zu werden?" antwortete er.

„Gewiß nicht . . . Aber Papa wird es nicht zugeben."

Die Augen des jungen Mannes blitzten drohend.

„Hier handelt es sich um meine Zukunft, und da werde ich wohl auch ein Wörtchen mitzureden haben. Zum Studium fehlt mir nicht nur jede Lust, sondern auch die Ausdauer. Immer nur aus der Tasche anderer . . . der Eltern zu leben — nein, ich will selbst bald Geld verdienen. viel Geld." —

Werner suchte sein Zimmer auf und holte nach kurzem Ueberlegen das Briefmarkenalbum aus dem kleinen Bücherschrank, den er sein eigen nannte, schlug es auf und entnahm ihm die Marken, die er in Gedanken bereits für einen etwaigen Verkauf bestimmt hatte. Zwei davon stammten von Papa, und wenn dieser durch einen bösen Zufall ihr Fehlen bemerkte, gab es unfehlbar einen schlimmen Auftritt. Vier winzige Papierblättchen, mit seltsamen Zeichen versehen und durch Stempelfarbe interessant gemacht, lagen schließlich vor ihm. Nach dem Katalog bezifferte sich ihr Geldwert auf ungefähr zweihundert Mark; er mußte aber froh sein, als ihm der Händler nach längerem Feilschen schließlich fünfundachtzig Mark gab.

Am nächsten Nachmittag traf er mit seinem Vater an dem verabredeten Treffpunkt zusammen. Sie begrüßten sich flüchtig und gingen dann — unauffällig für Passanten — in ein Konfektionshaus dritten Ranges. Diese Viertelstunde Aufenthalt in dem hell erleuchteten Laden erschien Werner als das Schlimmste, was er bisher erlebt hatte. Er stand wie auf Kohlen, während der Vater unter den Mänteln wählte; endlich hatte Mentzel sich für einen Mantel entschieden.

Werner erhielt die Anweisung für die Kasse und bezahlte. Mit einem flüchtigen Gruß verließ er den Laden, gefolgt von Mentzel, zu dessen jämmerlichem Aussehen der neue Mantel paßte wie die Faust aufs Auge.

Beide hatten nicht den schlicht bürgerlich gekleideten Mann bemerkt, der bald nach ihnen das Geschäft betreten und sich hinter einen der Pfeiler gestellt hatte. Dieser stille Beobachter wandte sich nach dem Fortgang Werners und Mentzels an den Geschäftsinhaber und erhielt, nachdem er sich als Kriminalbeamter legitimiert hatte, die erbetene Auskunft; dann ging er dem seltsamen Paar rasch nach, konnte es in dem Straßengetriebe aber nicht mehr entdecken.

Denn Werner und Mentzel hatten inzwischen ein zwei Häuser weiter liegendes Schuhgeschäft aufgesucht, und hier fanden die ausgetretenen, zerrissenen Stiefel würdigen, glänzenden Ersatz. Auch hier übernahm der Primaner die Bezahlung und war dann schnell wieder draußen; sein Vater trat neben ihn.

„Nun kann ich mich schon eher neben dir sehen lassen," sagte er unbeholfen. „Ich danke dir auch, mein Sohn."

Werner nickte nur, das Herz saß ihm beinahe im Halse. Sein Blick ging unbemerkt an der äußerlich veränderten Gestalt des Vaters hinab und blieb für Sekunden an den ausgefransten Hosen hängen. Ach, es fehlte noch manches! Kragen und Krawatte auch. Und ein Hut.

„Schlag doch den Mantelkragen hoch," bat er leise und blieb dann vor einem Hutgeschäft stehen. Sie betraten es und verließen es wieder, Mentzel mit einem neuen Hut auf dem Kopf, den alten hatte er sich ebenfalls wieder mitgeben lassen und trug nun zwei Pakete.

„Nun muß ich nach Hause," sagte Werner.

„Schon? . . . Ich dachte, du würdest mir noch eine kleine Stunde schenken. Ich bin nun doch in Kluft."

Werner warf einen Blick auf seine Armbanduhr. Eine halbe Stunde habe ich noch Zeit. Hier können wir allerdings nicht stehen bleiben."

Mentzel ließ seine Augen umherschweifen.

„Da drüben ist eine Wirtschaft, die sich, wie ich vermute, für ein vertrauliches Beisammensein eignet."

Sie überquerten die Straße und gingen in die bezeichnete Wirtschaft. Mentzel hatte sich nicht getäuscht; hier brauchte die Garderobe nicht abgelegt zu werden. Hier verkehrte, zu Werners Erleichterung, aber auch kein feines Volk, und alles war sauber, nicht zuletzt die weißen Hemdsärmel des dicken Wirtes, der die beiden Ankömmlinge jovial begrüßte.

„Zwei Glas Bier," sagte Werner im Vorbeigehen, dann nahm er an einem Tisch in dem entferntesten Winkel Platz.

„Ich möchte doch lieber einen Grog," sagte Mentzel.

„Also ein Bier und einen Grog," bestätigte der Wirt.

Vater und Sohn saßen einander gegenüber. Während jener mit großem Behagen seinen Grog schlürfte, hielt dieser sein Glas Bier, an dem er flüchtig genippt hatte, mit beiden Händen umspannt; der Wirt machte sich über die soeben hereingereichte Zeitung her.

Ein paar Gäste kamen herein und blieben an der Toonbank stehen. Sie ließen sich Würfelbecher geben und begannen zu knobeln. Werner, dem die Unterbrechung der Stille willkommen war, beugte sich über den Tisch und flüsterte:

„Laß doch noch mal das Bild sehen."

„Das Bild? . . ." Mentzel schien anfangs nicht zu ahnen, welches Bild sein Sohn meine, aber dann dämmerte es bei ihm.

Er holte seine schmierige Brieftasche heraus und begann darin zu suchen.

Endlich hielt Werner die verblaßte Photographie in der Hand und verspürte abermals jene dunkle, leidvolle Sehnsucht nach der, die ihn hier so schwermütig anblickte.

„Darf ich das Bild nicht behalten?" fragte er nach einer langen Pause, ohne den Vater anzusehen.

„Nie — niemals! Gib es wieder her." Eine zitternde Hand griff nach dem Bilde.

Aber Werner ließ es sich noch nicht wieder aus der Hand nehmen. „Ich möchte es einmal meiner Schwester zeigen."

„Friedel? . . . Du meinst, sie wird sich für das Bild eurer Mutter interessieren?"

„Man muß es doch annehmen?"

„Hast du ihr denn schon von mir erzählt?" fragte Mentzel zögernd.

„Nein."

„Du schämst dich meiner natürlich."

„Auf dich stolz zu sein, hast du mir keine Veranlassung gegeben."

„Ah, der Herr Sohn will Moral predigen!" Mentzel goß den Rest seines Grogs hinunter und rief dann dem Wirt zu, ein neues zu bringen. „Du bezahlst es doch, nicht wahr?" wandte er sich an Werner. „Hab' ich dir nicht erzählt, daß ich ein vom Schicksal verfolgter Mensch bin? . . . Wenn du wüßtest, was ich alles erduldet habe."

Werner beugte sich vor. „Weshalb hast du im Gefängnis gesessen?" fragte er.

„Also du weißt, daß ich eine Strafe verbüßt habe? . . Von wem?"

„Du selbst deutetest es jenen Abend im Goldenen Stern an."

Der Wirt brachte den Grog; nachdem er sich wieder entfernt hatte, fuhr Mentzel fort:

„Du magst recht haben; ich war an dem Abend etwas redselig; und dann der Beamte, der in meinen Papieren schnüffelte . . . übrigens, hat er Erkundigungen nach dir eingezogen? Ich wollte dich schon neulich danach fragen."

„Bis jetzt . . . noch nicht."

„Dann kommt es noch," kicherte Mentzel. „Wen die einmal notiert haben, der ist . . ." er brach schnell ab, als er die Bestürzung auf dem jungen Gesicht wahrnahm. „Also ja, ich habe gesessen," erklärte er fast feierlich, wobei er sich auf die Brust schlug. „Aber unschuldig, mein lieber Sohn. Ich bin als ein Opfer der Rachsucht und Verleumdung ins Gefängnis gewandert, und wenn ich Geld hätte, ich würde jene Elenden zur Rechenschaft ziehen."

In Werner hielten sich Mißtrauen und Glauben die Wage. Justizirrtümer hatte es zu allen Zeiten gegeben und würde es immer geben, warum sollte nicht der Vater das Opfer eines solchen geworden sein? . . .

Mentzel wurde nach dem zweiten Grog redseliger; aber es war nichts Tröstliches, was er sagte, und auf jeden Fall war es Gift für einen jungen Menschen, der unter starken Gefühlserschütterungen stand und somit einem klaren Urteil entrückt war.

„Die ganze bürgerliche Gesellschaft ist verrottet?" fragte er.

„Alles das, was sicher und geborgen sitzt."

„Dann wären meine und Friedels — Adoptiveltern auch verurteilenswert?"

„Sind sie auch. Oder vielleicht nicht?" In den verschwommenen Augen blitzte es wie Haß auf.

„Nein," antwortete der junge Mann fest. Er mußte an Mama denken, die ungeachtet aller Enttäuschungen, die auch ihr nicht erspart blieben bei ihrem Liebeswerk, und unter denen sie seelisch litt, nicht müde wurde, zu tun, was in ihren Kräften stand, und in jeder Freude, die sie weckte, einen Ausgleich fand und neuen Glauben, und neuen Mut daraus zog. Und wie waren ihre Verdienste um ihn und Friedel zu bewerten? . . . Er spürte im Augenblick eine Sehnsucht nach ihr wie vorhin nach der, deren Bild er immer noch in der Hand hielt. „Nein," setzte er abweisend hinzu, „man darf nicht verallgemeinern, ich tue es ja auch nicht, wenn ich an dich denke."

Mentzel duckte sich. Er stierte in sein Glas, aus dem der berauschende Duft stieg. Er fühlte, daß er diesen jungen Menschen, der sein Sohn war, noch lange nicht in seiner Hand hatte, und dies Ziel zu erreichen, darauf arbeitete er hin. In ihm konnte man die verhaßte „bürgerliche Gesellschaft" vernichtend treffen, dadurch, daß man ihn zu sich herabzog; denn hinauf konnte man nicht mehr. Wollte man auch nicht, wozu auch? . . . Es lebte sich unten ebensogut.

Er hob langsam den Blick und betrachtete das Gesicht, das dem einer Verstorbenen so sehr glich, und nun packte ihn das heulende Elend.

„Nicht," bat Werner mit einem ängstlichen Blick nach den knobelnden Gästen.

Mentzel faßte sich nach und nach. Er sah auf die gepflegte Hand mit dem kleinen Brillantring, die auf seiner eigenen schmutzigen ruhte, und der sanfte Druck erschien ihm wie eine Liebkosung.

„Ich danke dir," sagte er beinahe unhörbar. „Du batest mich um das Bild deiner Mutter — behalt' es; es ist das einzige, was ich dir geben kann, und es ist bei dir besser aufgehoben als bei mir."

VII.

Weihnachten rückte immer näher. Es stand ganz dicht vor der Tür und warf seinen erwärmenden Glanz auch in die Degenhardtsche Wohnung. Ella, die Perle, kam aus dem Backen nicht heraus, die ganze Wohnung war von jenem eigentümlichen Duft erfüllt, den vor allem der Oberpostrat so liebte. Seine behagliche Stimmung erhöhte sich noch, als ihm Werner und Friedel die Weihnachtszeugnisse überreichten. Daß Friedel wieder einmal gut abschneiden würde, hatte niemand anders erwartet, daß aber auch Werner mit einem günstigen Zeugnis nach Hause kommen würde, hatte Degenhardt nicht zu hoffen gewagt. Die unvermeidliche Vier in Mathematik wurde vollkommen ausgeglichen durch die übrigen Noten, sie verschwand sozusagen unter all den Zweien und Dreien.

Degenhardt klopfte dem Primaner auf die Schulter. „So mach' nur weiter," sagte er freundlich.

(Fortsetzung folgt)

Wer zuletzt lacht!

Kleine lustige Sache von Georg E. Leiningen

Gritt kam um acht Uhr und entschuldigte sich mit keinem Wort. „Ich habe Direktor Kuttner getroffen und eine Wette mit ihm abgeschlossen!" erklärte sie nur. — „Eine Wette?" — „Ja, ich habe mich verpflichtet, im Laufe der nächsten beiden Wochen einmal in sein Geschäft zu kommen und irgendetwas im Werte von zehn Mark zu stehlen!" — „Gritt!" — „Was ist denn dabei? Er behauptet eben, sein großer Laden sei so wundervoll organisiert und seine Hausdetektive arbeiteten so fabelhaft, daß nan unmöglich etwas stehlen könne. Und ich behauptete eben das Gegenteil. Ich werde es beweisen!"

„Und zu dieser blöden Wette hast Du eine volle Stunde Zeit gebraucht? — „Nun, wir stritten uns natürlich zunächst eine ganze Weile. Und dann war schließlich auch noch einiges zu besprechen!" — „Was war zu besprechen? — „Wie Du fragst! Zunächst war zu besprechen, um was die Wette überhaupt gehen soll! Wir haben uns auf einen Fruchtkorb geeinigt. Und dann sprachen wir noch über das Stichwort." — „Wieso Stichwort?" — „Aber ich brauche doch ein Stichwort. Es könnte schließlich möglich sein, daß ich von einem von Kuttners Detektiven ertappt werde. Für diesen Fall habe ich ein Stichwort. Kuttner teilt es seinen Leuten mit und sagt ihnen, daß es sich um eine Wette handelt. Werde ich dann erwischt, so sage ich dieses Stichwort, und die Leute wissen dann, daß sie mich ungeschoren lassen sollen. Aber ich habe dann die Wette verloren." — „Nun, dann viel Vergnügen!"

„Es wird sicherlich Vergnügen machen!"

„Und dafür habe ich dann das Vergnügen, alleine nach Italien zu fahren."

„Nach Italien. Das verstehe ich nicht."

„Nun, ich fahre morgen für meinen Chef nach Italien. Genau für die vierzehn Tage, für die Du Dich als Ladendiebin verpflichtet hast."

„Georg!"

„Was ist denn? Du mußt schließlich wissen, wie wichtig es für Direktor Kuttner ist, einmal die Zuverlässigkeit seiner Detektive zu erproben."

„Du bist eifersüchtig, Georg!"

„Keine Spur! Ich schätze Kuttner sehr, er wäre der gegebene Mann für Dich."

„Aber davon kann gar keine Rede sein. Ich fahre mit nach Italien. Ich will auch nie mehr zu spät kommen, Georg. Ich schreibe eine Postkarte aus Rom und teile Kuttner mit, daß ich die Wette drangebe, weil ich Italien vorziehe."

„Weil Du Italien vorziehst!" — „Georg! Du weißt doch, wie ich das meine!" — „Das weiß ich eben leider nicht." Aber ich wußte es natürlich genau.

Wir reisten zwei Tage später ab und blieben fast vier Tage in Rom, aber in diesen vier Tagen schrieb Gritt nicht ein einziges Wort an Kuttner. Sie vergaß es ganz einfach. Ich war sehr zufrieden damit. Ich kann Kuttner nicht leiden.

Ausgerechnet Kuttner aber war der erste Mensch, dem wir nach unserer Rückkehr auf der Straße begegneten. Schon zehn Schritte, bevor er uns die Hand geben konnte, begann er scheußlich zu grienen. Ich wollte weitergehen. Aber Gritt hatte anscheinend ein schlechtes Gewissen, weil sie doch vergessen hatte, ihm wegen der Wette Bescheid zu schreiben, und blieb stehen.

„Guten Tag, Fräulein Gritt! Seien Sie bitte nicht böse, ich wußte eigentlich von vorneherein, daß ich unsere Wette gewinnen würde. Aber ich habe doch gelacht, als in der vorigen Woche meine vier Detektive hintereinander ankamen und mir berichteten, daß Sie als Ladendiebin im Hause waren und fast in jeder Abteilung etwas entwendet hätten. Vermutlich hatten Sie das Haus noch nicht ganz verlassen, als ich die genaue Liste Ihrer Beute schon in der Hand hielt. Sechs Paar Strümpfe, acht Selbstbinder, zwei Hemden, vier Paar Schuhe, zwei Handtaschen und zwölf Taschentücher! Gut, daß wir das Stichwort hatten, sonst hätte Ihr Eifer sicherlich Aufsehen erregt. Und darf ich die Sachen bitte dieser Tage bei Ihnen abholen lassen?"

„Aber Herr Kuttner!"

„Nun, ebenso gerne mache ich Sie Ihnen auch zum Geschenk, liebes Fräulein Gritt!"

„Augenblick Pause! Meine Braut wünscht keine Geschenke von Fremden, Herr Direktor. Und außerdem hat sie Ihr Haus überhaupt nicht betreten. Sie kann also auch nichts gestohlen haben", sagte ich.

„Was meinen Sie?"

„Ja, wir waren vierzehn Tage in Italien, um uns dort zu verloben. Gritt war nicht bei Ihnen!"

„Mein Verlobter hat recht. Ich war nicht bei Ihnen, Herr Kuttner, ich wollte Ihnen auch von Rom schreiben, leider habe ich es aber vergessen."

„Und wer hat nun die Sachen?"

„Da fragen Sie uns zu viel!"

„Aber die Dame hat doch das Stichwort gewußt! Oder sollte unser Gespräch damals belauscht worden sein?"

„Wahrscheinlich doch! Wo fand es denn statt?"

„In der Straßenbahn, aber wir haben doch ganz leise gesprochen."

„Es hat eben trotzdem jemand gelauscht!"

Kuttner zog ab.

Gritt war das verkörperte schlechte Gewissen.

Noch am Abend dachte sie immer noch einmal wieder an diese Geschichte.

„Und, was ich noch fragen wollte, Gritt: Wie war eigentlich das Stichwort, das Ihr damals ausgemacht hattet?"

Gritt brach in Schluchzen aus.

„Das Stichwort hieß: ‚Wer letzt lacht, lacht am besten!'" stammelte sie.

Die Diebessicherung

Lustige Geschichte von Hans Wörner

Gestern nachmittag erwischte Eberhard eine ausländische Zeitung, die ziemlich viel über die Entwicklung im Automobilwesen schreibt, und stöberte eine volle Stunde darin herum. Dabei machte es ihm gar nichts aus, mich bei meinem Kaffee sitzen zu lassen und sich mit keinem Wort um mich zu kümmern. Schließlich lachte er aber auf. Ich fragte, was es gebe.

„Eine tolle Geschichte! Ich werde sie Dir vorlesen, und Du kannst sie gut als eigenen Einfall verkaufen. Gib acht! Im nordamerikanischen Staate Alabama wurde eine Bande von Autodieben dingfest gemacht, die mit einem lächerlichen Trick arbeitete und damit nicht weniger als acht Wagen hatte stehlen können. Die Burschen suchten kleine Wagenhalter auf und verkauften ihnen für billiges Geld Diebessicherungen für ihre Wagen. Diese Sicherungen bestanden jeweils aus einer Kette aus Panzerstahl und einem guten Vorhängeschloß, das sich wirklich nur mit einem einzigen Schlüssel öffnen ließ. Diese Panzerstahlkette war durch eines der Räder des Autos und um einen Baum oder um einen Leitungsmast zu schlingen.

Nichts einfacher als das! Trotzdem wurden die mit Panzerstahlketten angebundenen Autos immer sehr bald gestohlen. Zwar erwiesen sich die Schlösser als unversehrt, denn die Diebe gaben sich weder damit ab, sie zu öffnen, noch feilten sie etwa den Panzerstahl durch. Sie brachten nur einen Wagenheber mit und montierten das Reserverad statt des angeketteten! Wenn der Besitzer zurückkehrte, sah er vor seinem Wagen nichts mehr als ein einziges Rad, das mit der Kette an den Baum gefesselt war."

„Das ist eine fabelhafte Sache!"

„Nicht wahr?"

„Hast Du übrigens eine Diebessicherung an Deinem Wagen, Eberhard?" fiel mir bei dieser Gelegenheit ein.

„Nein."

„Das ist leichtsinnig."

„Was ist leichtsinnig?" fragte da eine weibliche Stimme hinter mir.

„Daß Eberhard keine Diebessicherung an seinem Wagen hat", antwortete ich, indem ich mich umdrehte. Es war Eberhards Frau, die gerade gekommen war.